

Das blaue Dachstufenfenster

„Die Fassade nehmen wir uns später vor. Das wird etwas Größeres, alleine schon, weil wir uns hier mit dem Denkmalschutz herumschlagen müssen. Theresa, hörst du mir überhaupt zu?“

Ich fuhr aus meinen Gedanken auf. Nein, ich hatte Berthold nicht zugehört. Ich hatte an das kleine Zimmer mit dem blauen Glasfenster über meinem Schlafzimmer gedacht. Ganz bewusst hatte ich dessen Existenz nicht mehr angesprochen.

„Wir haben das kleine Zimmer vergessen! Warum hast du denn nichts mehr gesagt, Kind?“
Berthold ging zügigen Schrittes voran in mein zukünftiges Schlafzimmer.

„Wie funktioniert das gleich noch mal mit dieser Wendeltreppe, Margot?“
Ich versuchte vergeblich, den Enthusiasmus meines alten Freundes zu dämpfen.

„Berthold, das macht doch keinen Sinn mehr. Es ist doch bereits dunkel, wie willst du denn da noch etwas sehen?“

„Na, es gibt Baulampen, oder? Sag mal, Theresa, du willst doch etwa nicht verhindern, dass ich mir dieses Zimmer vornehme?“

Ich wich krampfhaft aus. Mein Mieter, der attraktive Scheidermeister, schaltete sich ein. Das hatte ich zu allerletzt provozieren wollen!

„Ich glaube, ich muss zu diesem Raum etwas sagen, wenn es recht ist.“

Ich wollte nichts Konkretes über diesen Raum erfahren, da mir das diffuse Gefühl in meinem Bauch bereits genug Sorge bereitete. Ein ungutes Gefühl, das unzweifelhaft in engstem Zusammenhang mit diesem Raum stand. Doch Bertholds Neugier kannte jetzt kein Halten mehr.

„Erzählen Sie! Wusste ich es doch, dass sich um dieses Haus Spukgeschichten ranken.“

Albert Naumann entging mein gehetzter Blick nicht. Wie auch, er hatte mich von der ersten Sekunde unseres neuerlichen Zusammentreffens visiert wie eine Schlange ihren Kaninchennachtisch.

„Ich weiß nicht, ob Frau Witt so interessiert an dieser Geschichte ist.“

Ich gab mich geschlagen, nicht zuletzt von meiner Neugier.

„Nein, ich habe keine Angst vor Gespenstern, erzählen Sie nur!“

„Na ja, es ist keine schöne Geschichte. Das Zimmer ist so etwas wie in ein geheimer Raum. Seine Existenz wurde mehr durch Zufall entdeckt. Als eine Bombe im zweiten Weltkrieg vor dem Haus einschlug, öffnete sich durch die Druckwelle die Holzkassette in der Decke und dadurch glitt diese merkwürdige Wendeltreppe wie durch Geisterhand aus ihrer zusammengeschachtelten Position aus in die volle Höhe. Der Mann aus dem Nebengebäude, der Verletzte durch den Einschlag erwartet hatte, fand bei seiner Suche nach den Bewohnern diese Geheimtreppe. Und nicht nur das! Er traf beim Betreten des geheimen Raumes auch einen völlig abgemagerten Jungen im Alter von vierzehn Jahren an. In bester Absicht holte der Nachbar Hilfe und verhängte damit das Todesurteil über dem armen Kerl. Im Spital fantasierte der lungenkranke Junge und gab so seine jüdische Identität preis. Zwei Tage nach dieser Offenbarung verschwand er spurlos aus dem Krankenhausbett. Das einzige Verbleibende waren die blutigen Spuren seines krankhaften Auswurfes auf dem Kopfkissen dieses Bettes hier. Man hat niemals erfahren, was aus ihm geworden ist. Ihre Urgroßmutter war eine unantastbare Frau von Ehre und so wurde der Fall in irgendeiner Amtsschublade beerdigt. Die Gestapo jedoch hatte von diesem Tage an ein Auge auf Ihre Familie geworfen, denn es war nicht von der Hand zu weisen, dass niemand anderer denn ihre Urgroßmutter den Jungen in diesem Raum versteckt gehalten haben musste. Das Thema wurde zum Tabu erklärt und keiner wagte es, ab diesem Tage darüber zu sprechen. Die Bäckerin erzählte mir, dass die Familie Witt einige Monate nach dem Verschwinden des jüdischen Jungen wieder ins Visier der Gestapo geriet durch das Gerücht einer Flugblattaktion in der Nürnberger Druckerei des Sohnes ihrer Urgroßmutter. Die Artefakte des Verdachteten wurden von der Gestapo allerdings nicht gefunden. Es waren Flugblätter, die zum Umsturz des Naziregimes in unmissverständlicher Art und Weise aufgerufen hatten. Vielleicht wissen Sie etwas davon, Herr Witt. Jedenfalls rettete das Aufmarschieren der Alliierten in Nürnberg wenige Tage nach der Nacht- und Nebelaktion der Gestapo in der Druckerei ihrer Familie wahrscheinlich Kopf und Kragen. Als die Nazis ihrer Macht enthoben waren, schien jeden Abend in diesem Giebelraum hier Licht, stets zur gleichen Zeit. Manchmal wurde ein unruhig wandelnder Schatten wahrgenommen. Erst nach dem Tode Ihrer Urgroßmutter verschwanden jene Phänomene. Man munkelte, dass die alte Frau Witt Kerzen auf einem Altar entzündete und für die Seele des armen Buben betete. Man kann nur annehmen, dass sie es sich nie verziehen hatte, an jenem Tag des Bombeneinschlages vor dem Haus in der Kirche gewesen zu sein und damit das unglückliche Schicksal des Jungen besiegelt zu haben. Der beste Freund ihres auf dem Feld gestorbenen Sohnes soll Jude gewesen sein. Damals im ersten Weltkrieg hatte er seinen rechten Arm eingebüßt, als er versucht hatte, ihren Großonkel Philip zu retten, Frau Witt. Es ist gut möglich, dass der todkranke Junge der Sohn dieses Mannes war. Der selbst hat den Krieg nicht überlebt. Ja, ich habe ja gesagt,

dass dies eine sehr traurige Geschichte werden würde." Wir alle sahen betroffen zu Boden. Ich dachte wohl im gleichen Moment wie Papa an die Kiste unter dem Bett. Papa sah leichenblass aus.

„Papa, ist es dir nicht gut?“

Mein Vater kämpfte sichtlich um Fassung.

„Unsinn, ich bin nur müde. Aber Schluss jetzt mit den Gespenstergeschichten. Es wird Zeit für die Heimfahrt.“

Ein Blick in seine Augen eröffnete ein Labyrinth der Qual. So schön jenes Wochenende begonnen hatte, so schal beischmeckend endete es. Vaters unübersehbarer Kummer brandete als Welle verstörter Gefühle an den Schutzwall meiner Seele und riss eine lange Wunde in die schützende Hornhaut. Ein Tor hatte sich geöffnet, ganz tief in mir, und nichts konnte die beunruhigenden Gedanken und Ängste zurückhalten bei ihrem Einmarsch in mein Herz.

„Leute, fahrt ihr schon mal voraus. Papa und ich kommen nach. Wir müssen noch das kleine Zimmer ausmessen, nicht Papa?“ Mein alter Herr leistete keinerlei Widerspruch. Es gab kein zurück, wir mussten uns der Vergangenheit und der Zukunft stellen in einem offenen Gespräch von Vater zu Tochter.

Als wir alleine in meinem neuen Zuhause waren, nahm ich Papas eiskalte, kräftige Hand.

„Papa, ich glaube, du weißt, dass wir jetzt reden müssen!“

„Ja, mein Kind, das weiß ich sehr wohl. Ich wusste es, seit ich von deinem Entschluss erfuhr, hierher zu kommen und in den Fußspuren deiner einzigartigen Urgroßmutter zu wandeln. Ich wünschte, ich könnte all diese furchtbaren Erinnerungen aus meinen Gedanken streichen. Ich wusste von dem schwer kranken Jungen. Wir alle wussten um seine Existenz in diesem Zimmer. Urgroßmutter hätte es mir und deiner Oma nicht verheimlichen können, schließlich verfügten wir über eben jene Fähigkeiten, gegen die du so viele Jahre nahezu erfolgreich angekämpft hast. Ich muss dir nicht erzählen, wie unsereiner den Schmerz eines anderen Menschen empfindet oder sagen wir besser empfängt. Es war die Hölle, das Leiden und die Angst dieses Jungen tagtäglich zu spüren, immer und unausweichlich. Wir hatten damals wegen der Bombenattacken schulfrei. Ich hatte mich war gerade im Keller, als die Bombe einschlug.“

Reinhardt kauerte in der Ecke neben den Kohlen. Die Einmachgläser in dem Holzregal klirrten ganz leise. Die Flieger kamen wie ein Schwarm riesiger Hornissen! Das satte Brummen der Rotoren erfüllte jeden Winkel der Stadt nach nur wenigen Minuten. Die Gläser in den Regalen klirrten lauter. Schließlich begannen sie zu singen wie ein kleiner Engelschor mit glockenhellen Stimmen. Er dachte an Heinrich, daran, dass er den röchelnden Jungen nicht aus dem Bett bekommen hatte. Das Versprechen, auf den kranken dünnbeinigen Jungen während Großmutter's Abwesenheit aufzupassen, gellte in seinen kohlschwarzen Ohren. Aber Heinrich war so schwer gewesen, unglaublich, dass ein klapperdürerer Junge so entsetzlich schwer sein konnte. Wenn nun eine der Bomben auf das Haus fallen würde! Was, wenn Heinrich in dem Feuer umkommen würde? Berthold war so weit weg in Nürnberg. Berthold hätte einen Ausweg gefunden. Aber hier und jetzt war er alleine. Der Geruch der Kohlen erinnerte ihn an den Gestank der Verwesung in der Gebeinhalle des nahe gelegenen Friedhofes. Übelkeit wand sich wie ein Ekel erregender Wurm in seinen Eingeweiden. Das erste Glas fiel aus dem Regal. Roter Kirschsafft ergoss sich auf den Boden. In diesem Moment sah er in der roten Flüssigkeit nur Blut. Widerliches, warmes Blut. Ein Pfeifen raste von Himmel herab. Dann schlug die Bombe ein. Das Fallen weiterer Einmachgläser nahm Reinhardt nicht mehr wahr. In tiefer Bewusstlosigkeit lag er zusammengekauert auf den Kohlen.

Als er wieder zu sich kam, hatten sie Heinrich bereits in das Spital gebracht. Seine Großmutter sagte kein Wort. Sie musste nichts sagen, die Anklage gegen ihn, weil er sich während des Vollzuges von Heinrichs Schicksal im Keller versteckt gehalten hatte, hing im Raum wie ein verirrter Bienenschwarm. Stundenlang hatte er in dem kleinen Geheimzimmer vor dem blutverschmierten Bett gekauert. Die Spuren der Tränen durchzogen sein verrottes, kleines Affengesicht wie ein Netz. Dann war ein Entschluss in ihm gereift. Heinrich durfte nicht von diesen Männern in den langen Ledermänteln geholt werden. Er musste alles tun, um dies zu verhindern.

Stunden später wusste er nicht, wie es ihm gelungen war, dieses nahezu leblose Bündel glühenden Fiebers aus dem Krankenhaus zu bringen, ohne bemerkt zu werden. Die Erinnerung daran war ausgelöscht. Er saß erschöpft und durchnässt in seinem Baumhaus, den leblosen Körper Heinrichs in den zitternden Armen. Es war so furchtbar kalt und er konnte Heinrich nur mit einigen alten Lumpen und seinem Körper wärmen. Der Junge fieberte immer noch und aus seinem Mund floss ein dünnes Rinnsal Blut. Er kannte den Geruch des nahenden Todes und so nahm er Heinrichs Sterben hin wie die fallenden Blätter im Herbstwind.

Tränen rannen über meine Wangen. Mein Vater nahm meine Hand.

„Ich habe ihn in der Nacht zum alten Friedhof gezerrt und ihn dort in ein frisches Grab gelegt und Erde über seinem leblosen Körper aufgefüllt. Aber ich war zu schwach, um Heinrich tief genug einzugraben. Ich war schon sehr bald am Morgen zu Heinrichs Grab zurückgekommen, um heimlich ein paar Blumen dort niederzulegen. Nie werde ich den Anblick der aufgebuddelten Erde und seiner angefressenen Hand vergessen. Die anderen Reste seines Körpers fand ich in den Büschen nahe der Friedhofsmauer. Ausgehungerte, wilde Hunde mussten ihn herausgezogen haben. Der Krieg hatte eine Unzahl herrenloser Hunde hinterlassen, die zu Jägern und Gejagten geworden waren. Ich bin an diesem Morgen zwischen den Gräbern hysterisch schreiend zusammengebrochen. Dem alten Friedhofsgärtner verdanke ich mein Leben und Heinrichs würdige Einäscherung. Er hat alles in Ordnung gebracht und die Reste des unglücklichen, jüdischen Jungen eingesammelt und verbrannt. Deine Urgroßmutter holte mich am Friedhof ab. Sie war zutiefst beschämt und machte sich die größten Vorwürfe, weil sie mir in ihrer ersten Verzweiflung die Schuld an Heinrichs Tod gegeben hatte, obwohl sie selbst ja durch ihren Gang in Kirche dem Schicksal die Fäden in die Hand gegeben hatte. Sie schilderte mir unter Tränen, dass sie vor dieser Brandung des Schmerzes in jenen Tagen in die Kirche geflohen war, um nur etwas Ruhe zu finden. Als sie die Motoren der Geschwader gehört hatte, war es bereits zu spät. Ein starkes Band schweißte uns ab diesem Tage zusammen. Zum ersten Mal hatten wir offen über die Gabe gesprochen. Ich lag noch tagelang im Fieber und deine Urgroßmutter hatte nach meiner Genesung die Idee mit dem Altar in Heinrichs Zimmer. Das und die vielen Gespräche mit ihr halfen mir über dieses Trauma hinwegzukommen.“

Als wir die Kiste wenige Minuten später öffneten, fanden wir darin einen blutigen Kopfkissenbezug, ein Kreuz und getrocknete Rosen. Vater weinte und ich versank in dankbarer Wortlosigkeit. Als sich Papa etwas beruhigt hatte, fuhren wir nach Nürnberg. Ich brachte ihn in seine Wohnung und kochte Tee, immer mit halbem Ohr seinen schleppenden Schritten lauschend.

„Komm, Papa, du musst schlafen. Das hat dich alles sehr mitgenommen und darum bitte ich dich, jetzt mal an dich zu denken und dich auszuruhen. Weißt du, das ist die schönste Geschichte, die mir jemals ein Mensch erzählt hat. Ich danke dir für dein Vertrauen.“

Papa nahm meine Hand und zog mich zum Bettrand.

„Theresa, bitte gehe an den alten Schrank mit den großen blauen Rosenmotiven, ja den dort. Mach die unterste der drei Schubladen auf und schlage die Kamelhaardecke zurück.“

Ich folgte seinen Anweisungen und sah mich nach dem Zurückschlagen der Decke mit einem alten Ledereinband konfrontiert.

„Was ist das für ein Buch, Papa?“

„Nimm es heraus und schlag es auf.“

Ich blätterte die ersten Seiten zurück. Das Buch in meinen Händen war uralte.

„Theresa, es ist an der Zeit, dass du das Buch unserer Familiengeschichte studierst. Es wird dir viele Fragen beantworten und unzählige neue Fragen aufwerfen, aber du musst es lesen.“

Ich kann nicht mehr sagen, was genau und in welcher Folge sich in den Stunden nach unserer Unterhaltung ereignete. Was mir immer noch kantenscharf in der Erinnerung liegt, ist sein Blick. Den Ausdruck seiner Augen werde ich nie vergessen. Niemals, so lange ich lebe! Ich hielt das alte Buch in meinen Händen, als dieses unbeschreibliche Gefühl der Kälte den Raum vernebelte. Unsere Bewegungen drangen mehr unbewusst in den Grenzbereich meiner Wahrnehmung ein. Die Dinge in meiner Umgebung verloren ihre Kontur und verschwammen zu einer Art Randlosigkeit. Unsere Worte ließen in der Sekunde des Aussprechens ihren begreifbaren Sinn vermissen. Als sich Vaters und meine Blicke trafen, zerriss ein betäubender Schmerz den Kokon um meine Seele und beraubte sie jeglichen Schutzes. Das Bewusstsein seines nahen Todes stürzte mich über eine Klippe hinab in gähnende Tiefen. Im freien Fall fiel ich hinab, hinab, hinab. Erst der Aufprall des schweren Ledereinbandes auf dem Dielenboden riss mich aus diesem Albtraum. Verzweifelt versuchte ich das soeben Gefühlte zu verdrängen, schrieb es meiner Erschöpfung zu und verbuchte die Ängste um meinen Vater unter der Rubrik „Hysterie“. Doch der Druck auf meiner Brust konnte nicht lügen. Ich fühlte mich wie ein Operationspatient, der die Ängste vor dem bevorstehenden Eingriff unter Bergen von Aktivität vergrub und dennoch bei einem zufälligen Blick auf den Messerblock in der Küche bleiern kalt an diese erinnert wurde. Ich umarmte meinen Vater mit erzwungener Ruhe. Bis zu jenem Augenblick hatte ich drohendes Unheil nie so konkret zu fühlen vermocht. Stets war ein unbestimmbares Unwohlsein in mir gewesen, welches sich zunehmend verstärkt hatte, je näher der Augenblick eines Verlustes, Unfalles, Versagens kam. Diesmal riss das Unheil an mir, schüttelte mich, schlug auf mich ein. Ich nahm das Buch an mich, nachdem ich mich von meinem Vater betont ungezwungen verabschiedet hatte. Ich haderte mit mir und dachte daran, zu bleiben. Nur da zu sein und das Schicksal seines Amtes entheben! Aber ich konnte die Geschicke der Welt nicht ändern.

„Papa, ich bin zu müde, um nach Hause zu fahren. Macht es dir was aus, wenn ich im Gästezimmer übernachte?“

„Nein, Kind, bleib nur da, bleib nur da!“

Ich beobachtete ihn, versuchte in seinen Bewegungen die Zukunft zu lesen und fand nichts als Banalitäten. Als ich nach Stunden endlich in einen bleischweren Schlaf fiel, träumte ich von dem Jungen im Baumhaus. Er nahm mich an der Hand und führte mich an den Rand der Welt. Beide waren wir in blutige Nachthemden gewandet. Stille durchdrang das Leben wie einen Schwamm. Der Junge hustete nicht mehr. Dann sah ich meinen Vater, ebenfalls in einem blutigen Hemd. Er winkte mir, zu ihm zu kommen und ich riss mich von der Hand des Jungen los. Endlich erreichte ich ihn, legte meine Hand in die Seine, um ihm zu folgen. Doch schon nach wenigen Schritten verwandelte sich der feste Boden unter mir in zähen Schlamm. Tiefer und tiefer sank ich ein, im Gegensatz zu meinem Vater. Schließlich entglitt meine Hand der seinen und er verschwand im Nichts.

Als ich schweißnass aus meinem Traum hochfuhr, stieß ich versehentlich das Glas Wasser von dem kleinen Beistelltisch neben Papas ausziehbarer Gästecouch.

„Entschuldige, Papa, war nur das Glas. Papa?“

Die Stille des Raumes fiel von der Decke wie nasser Putz. Minutenlang suchte ich den Lichtschalter der grauen Stehlampe, fand ihn endlich und stürzte in dem aufblutenden Lichtkegel aus dem Bett. Ich spürte das gebrochene Glas nicht, als es widerstandslos in meine Ferse eindrang. Die Stille floss an den Wänden herunter, glitt Ekel erregend über die Holzdielen. Ich stürzte in Vaters Schlafzimmer, schlug auf die Wand ein und traf schließlich den Schalter. Licht vermischte sich mit der Stille. Vater lag seitlich auf dem Bett, sein rechter Arm hing auf den Boden, der Mund war leicht geöffnet. Mein Vater schnarchte nicht! Er hatte immer geschnarcht, sein ganzen Leben lang. Er war still, ganz still.

„Papa, bitte Papa, tu das nicht, bitte, bitte, lass es nicht wahr sein, Gott!“

Gott kümmerte sich nicht um meine Schreie. Als der Krankenwagen endlich kam, war mein Vater schon lange am Rand der Welt und winkte mir zu.